

(Nachdruck verboten.)

## 87) Der Mankswann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Philipp atmete schwer. Tante Nan horchte auf. „Ich bin gewiß, es ist jemand in der Halle, Martha. Ist er es — ja, er ist's. . . . Schnell, geh hinunter zu ihm.“

„Ja, Madam,“ sagte Martha und machte ein Geräusch mit dem Schirm, damit man Philipps Flucht auf den Fußzehen nicht hören sollte. Dann kam sie zu ihm auf den Gang, trocknete sich die Augen mit der Schürze und that, als ob sie Philipp nur erst in die Stube führte.

„Mein Junge, mein Junge!“ rief Tante Nan und öffnete ihm die Arme.

Die Verwandlung war wunderbar. Sie sah ordentlich jung und heiter aus. „Ich habe die große, große Nachricht gehört,“ flüsterte sie, seine Hand erfassend.

„Das ist nur ein Gerücht, Tante,“ sagte Philipp. „Sind Sie wohlher?“

„O — aber es wird wahr werden. Ja, ja, ich bestude mich besser. Ich bin fest überzeugt, daß es wahr wird. Und was für ein Triumph! Ich träumte es schon die Nacht, eh' ich's hörte. Du warst auf der Spitze des Lynwald und eine große Menschenmenge umgab Dich. Doch komm, setze Dich und erzähle mir alles. Und Du selbst fühlst Dich besser? Wieder ganz stark, Lieber? O ja, wo Du willst — setze Dich nur, wohin Du willst. Vielleicht hier auf diesen Stuhl neben mir. Ach, wie gut Du aussiehst!“

Sie wurde von ihrer Freude fortgerissen. Auf ihr Kissen zurückgelehnt, seine Hand immer noch fest in der ihren haltend, sagte sie:

„Weißt Du wohl, Philipp Christian, wer die glücklichste Person in der Welt ist? Ich bin sicher, daß Du's trotz Deiner Klugheit nicht weißt. Ich will es Dir sagen. Vielleicht meinst Du, es wäre ein schönes junges Weib, das einen Mann hat, der es anbetet? Da hast Du aber ganz und gar unrecht. Es ist eine alte, alte Frau, die sehr, sehr schwach ist, nur noch so weiter wackelt und nicht mehr lange leben kann, die aber ihre erwachsenen Söhne um sich sieht, die groß und kräftig sind und noch die ganze Welt vor sich haben. Das ist die glücklichste Person auf Erden. Und ihr zunächst komme ich; denn mein Junge, der Sohn meines geliebten Jungen —“

Sie brach ab und sagte dann mit einem Blick ins Weite: „Ob er meinen wird, daß ich meine Pflicht gethan habe?“

„Wer?“ fragte Philipp.

„Dein Vater,“ antwortete sie.

Dann wendete sie sich an ihr Mädchen und sagte ganz heiter: „Du brauchst nicht zu warten, Martha. Seine Excellenz wird Dich rufen, wenn ich meine Arznei nehmen will. Nicht wahr, Excellenz?“

Philipp konnte es nicht übers Herz bringen, sie noch einmal zu berichten. Das Mädchen verließ die Stube. Tante Nan wartete, bis sich die Thür geschlossen hatte, dann wendete sie sich mit höchst geheimnisvoller Miene zu Philipp und flüsterte:

„Du mußt nicht erschrecken oder Dich verwundern oder Dir einbilden, daß ich sehr krank sei und dem Tode entgegen gehe — was glaubst Du aber wohl, daß ich gethan habe?“

„Nun, was denn?“

„Ich habe mein Testament gemacht. Ist das schrecklich?“

„Sie haben ganz recht daran gethan, Tante,“ sagte Philipp.

„Ja, der Bürgermeister war hier, und alles ist in Ordnung gebracht, jede Kleinigkeit. Sieh,“ und sie hob das Papier auf, welches das Mädchen ihr auf die Bettdecke gelegt hatte. „Laß mich Dir sagen —“ sie nickte bei jedem der verschiedenen Punkte mit dem Kopf. „Zuerst einige kleine Legate, verstehst Du. Da ist Martha, ein so gutes Mädchen — ich habe ihr meine seidenen Kleider vermacht. Dann die alte Marie, das Hausmädchen in Ballawhaine. Das arme, alte Ding hat drei Jahre an Rheumatismus danieder gelegen, und Flodenbetten nutzen sich

ab — ich habe ihr mein Federbett hinterlassen. Ich hatte zunächst daran gedacht, mein kleines Einkommen auf Dich zu übertragen. Du mußt wissen, daß Deine alte Tante ein wahrer alter Geizhals ist. Ich habe mein kleines Vermögen so lieb gehabt. Und es schien mir so süß, zu denken — aber Du brauchst es jetzt ja nicht, Philipp. Es würde für Dich keinen Wert haben, nicht wahr? Da habe ich nun gedacht — nun, was denkst Du wohl, was ich beschlossen habe, mit meinem kleinen Besitz zu thun?“

Philipp streichelte ihre runzelige Hand.

„Gewiß nur, was recht ist, Tante. Was ist's?“

„Du würdest es niemals erraten.“

„Nicht?“

„Ich habe mir gedacht,“ fuhr sie plötzlich ernst werdend fort, „weißt Du, Philipp, es ist niemand in der Welt so unglücklich als eine arme Frau aus besserem Stande, die gestrauchelt und gefallen ist. Und dieser hat noch obendrein der eigne Vater, wie man mir sagt, den Rücken gefehrt, und natürlich hat sie von ihrem Manne nichts zu erwarten. Da habe ich mir nun gedacht . . .“

„Ja . . .“ sagte Philipp mit niedergeschlagenen Augen.

„Um Dir die Wahrheit zu sagen, so hab' ich gedacht, es würde so hübsch sein —“

Und dann brachte sie mit ängstlichem Stammeln und zitternder Stimme, unter vielen Entschuldigungen das große Geheimnis, die mächtige Kriegskassette heraus: Tante Nan hatte Käthe ihr Vermögen vermacht.

„Sie sind ein Engel, Tante,“ sagte Philipp mit ersticker Stimme.

Er durchschaute jedoch ihren Kunstgriff. Sie sprach von Käthe und dachte dabei an ihn. Sie wollte versuchen, ihm aus der Verlegenheit zu helfen, ein Hindernis zu beseitigen, das ihm im Wege stand, sein Gewissen zu erleichtern, seinen Fehler zu verdecken, und überhaupt alles zu verbergen.

„Und dann dieses Haus, Lieber,“ fuhr Tante Nan fort. „Es gehört Dir, aber Du wirst es nie brauchen. Es ist ein lieber kleiner Zufluchtsort gewesen, doch der Sturm ist vorüber. Würdest Du — hast Du irgend etwas dagegen einzuwenden — vielleicht doch? — oder könntest Du die arme Seele nicht mit ihrer Kleinen hier wohnen lassen, nachdem ich — wenn alles vorüber ist, nämlich . . . und sie . . . was meinst Du?“

Philipp konnte nicht sprechen. Er nahm die runzelige Hand und zog sie an seine Lippen.

Die alte Seele war vor Freuden ganz außer sich. „So glaubst Du also, daß ich recht gethan habe? Ganz gewiß? Schließe es wieder dort in das Schubschloß, Lieber. Das oberste zur Linken. Ach, die Schlüssel — ja, wo sind nur die Schlüssel? Wie verdrießlich! O, ich erinnere mich jetzt. Sie liegen unter meinem Kopfkissen. Willst Du Martha rufen? Vielleicht aber thust Du es selbst — willst Du?“ fragte sie mit schlauem Lächeln. „Es macht Dir nichts aus. — Ja, da liegen sie, nun noch ein wenig weiter hierhin, nur ein ganz klein wenig — ach, Junge, mein Junge!“

Der alten Tante zweite Kriegskassette war ebenfalls gelungen. Indem er hinter ihrem Kissen nach den Schlüsseln suchte, mußte er sich über sie beugen, und sie küßte ihn auf die Stirne und auf die Wangen.

Dann trat ein Schmerzkrampf ein. Es verzog ihr das Gesicht, aber ihr Lächeln brach durch. Sie holte tief und schwer Atem und sagte:

„Und jetzt . . . Lieber . . . fühle ich mich . . . etwas schläfrig . . . wie selbstüchtig von mir . . . Deine Koteletten . . . gebräunt . . . hübsch gebräunt . . . mit geriebener Semmel . . . Du weißt —“

Philipp floh aus der Stube und rief Martha herbei. Er schweifte an diesem Abend noch stundenlang ziellos im Hause herum. Einmal geriet er auch in die blaue Stube, das Arbeitszimmer der Tante, das so voll von ihren ihm so wohlbekannten Besitztümern war — dem Spinnrad, dem Stickerahmen, dem altnordischen Klavier und dem Lavendelgeruch — all den kleinen Zeugen ihrer so feinen, so zierlichen, so lieben Gegenwart. Eine Lampe brannte hier zur Bequemlichkeit für den Doktor, aber der Ofen war kalt.

Der Doktor kam gegen zehn Uhr. Es war nichts mehr

zu thun, nichts mehr zu hoffen, doch könnte sie noch bis zum Morgen leben, wenn . . .

Um Mitternacht schlief Philipp geräuschlos an ihr Schlafzimmertür. Der Zustand war unverändert. Er ging, sich niederzulegen, hat aber, man möchte ihn wecken, wenn etwas vorfiel.

Es dauerte lange, ehe er fest eingeschlummert war, und ihm schien, als hätte er nur einen Augenblick geschlafen, als an seine Thüre geklopft wurde. Er hörte es noch halb im Traum. Die Morgendämmerung war angebrochen, der Lichtschein der kommenden Sonne stieg schon aus dem Meere auf, ein Sperflug im Garten ließ unermüdet sein einformiges Gezwitze hören.

Tante Nan war ganz erschöpft, aber der Ausdruck des Schmerzes in ihren Zügen war vergangen, und eine wahrhaft himmlische Seiterkeit lag auf ihrem Gesicht. Als sie Philipp erkannte, fühlte sie nach seiner Hand, führte sie an ihr Herz und hielt sie dort fest. Sie sprach nur wenige Worte, denn ihr Atem war kurz. Sie empfahl Gott ihre Seele. Dann winkte sie mit mattem Lächeln Philipp ganz dicht zu sich. Er neigte sein Ohr an ihre Lippen und sie flüsterte: „Still, Liebster, sage es niemand, denn niemand hat es je gewußt, je geahnt . . . aber ich habe Deinen Vater geliebt . . . und . . . Gott . . . hat mir ihn . . . in Dir gegeben.“

Die liebe alte Seele hatte sich ihres letzten großen Geheimnisses entledigt. Philipp drückte die Lippen auf ihre Wangen, die schon von kaltem Todesschweiß bedeckt waren. Dann schlossen sich die Augen, das liebe alte Haupt sank zurück; die Lippen veränderten ihre Farbe, waren aber noch wie von einem Lächeln halb geöffnet. So starb Tante Nan, friedlich, hoffnungreich, vertrauensvoll, fast freudig in der Fülle ihrer Liebe und ihres Stolzes.

Ihre Liebe hatte ihn während seines ganzen Lebens gereizt und gelockt. Sein Vater war schon seit zwanzig Jahren tot, sie aber hatte seinen Geist lebendig erhalten — seine Ziele, seinen Ehrgeiz, seine Befürchtungen und die Lehre seines Lebens. Hier lagen die Anfänge seiner Niederlage, seiner Entwürdigung, und der erste Grund seines heimlichen Doppellebens. Er hatte alles wieder errungen, was verloren gegangen war — alles gewonnen, was die Welt geben konnte; und was war es ihm wert? Welchen Preis hatte er dafür gezahlt! „Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“

Philipp drückte seine Lippen auf die kalte Stirne.

**XV.**

Philipp ging nicht nach dem Almenhause zurück. Er begrub Tante Nan zu Füßen von seines Vaters Grab. In beiden Seiten war kein Platz mehr. Seiner Mutter eingestülptes Grab war zur Linken, und das umgitterte Grab seines Großvaters lag auf der Rechten. Man mußte, um Raum zu gewinnen, eine Trauerweide zwei Fuß näher an den Weg verlegen.

Als alles vorüber war, kehrte er allein nach Hause zurück und verbrachte den Nachmittag damit, Tante Nans persönliche Besitztümer zu ordnen; einige Sachen verfaß er mit Zetteln und schloß sie in die blaue Stube ein.

In letzter Zeit hatte man seltsame Witterungserscheinungen bemerkt. Auf der Sonne waren Flecken beobachtet worden. Magnetische Störungen hatten stattgefunden, nachdem sich am Abend zuvor flackernde Nordlichter zeigten. Bei Sonnenuntergang trat tief im Westen ein glänzender Lichtschimmer hervor, über dem sich eine wellige Wolkenwand türmte, die wie ein dickes Strohdach ausah; mitten hindurch schoß ein Bündel goldener Lichtstrahlen, bis hinunter ins Meer. Nachdem die Sonne verschwunden war, breitete sich ein feurig roter Streifen quer über den Himmel aus, und man vernahm ein dumpfes Donnergeroll.

Als Philipp seine Arbeit unterbrach, um auf den Strand hinauszu schauen, sah er einen Reiter rasch herangebracht kommen. Es war ein Bote aus dem Regierungsamt. Er hielt am Thore. Einen Augenblick später war der Abgesandte in Philipps Zimmer, ihm einen Brief auszuhandigen. Wenn jemand den Deemster gesehen hätte, als er diesen Brief in Empfang nahm, müßte er gedacht haben, daß er sein Todesurteil enthielte. Eine fahle Bläße überzog sein Gesicht, als er das Siegel des Umschlags erbrach und das Schreiben herauszog. Es war Philipps Bestallung aus dem Ministerium des Innern: Er war zum Gouverneur der Insel Man ernannt worden. „Die Strafe für meine Sünden!“ dachte er. Je höher er stieg, desto tiefer war auch

der Fall. Es war eine grausame Gölle, eine schmerzvolle Auszeichnung, eine fürchtbare Züchtigung. Wahrlich die Stufen zu seinem Kalvarienberge waren steil. Würde er ihn jemals erklimmen?

Der Bote verneigte sich mit unterthänigstem Lächeln: „Tausend Glückwünsche, Euer Excellenz!“

„Ich danke, mein Junge. Geh nur hinunter. Man wird Dir zu essen geben.“

Etwas später kam Sem-y-Lord unter einem Vorwand in die Stube und schämzelte, vergnügt um ihn herum.

„Ja, Euer Excellenz — nein, Euer Excellenz, ganz recht, Euer Excellenz.“

Auch Martha, die Philipp auf dem Treppenabsatz begegnete, zwang sich zu lächeln und machte einen Knix. Das ganze Haus, das eben noch so dunkel und traurig ausgesehen, schien hell zu werden und zu lachen, als wenn nach einer schlaflosen Nacht das Tageslicht durch die Fensterläden scheint und die Vögel im Käfig zu zwitschern anfangen.

„Sie wird auch davon hören,“ dachte Philipp.

Er schrieb ihr zwei Zeilen, die ersten, zu denen er seit seiner Krankheit die Feder angefaßt hatte.

„Laß den Mut nicht sinken, Geliebte; ich werde bald bei Dir sein.“

Er steckte ihn ohne Anrede und Unterschrift in ein Couvert und adressierte ihn. Dann ging er aus und trug ihn selbst auf die Post.

Es blühte, als er zurückkehrte. Ihm war, als wäre er bei dem Wetter gern weit fortgewandert, hinunter nach Port Mooar, zu den Höhlen und unter den Klippen herum, wo die Seebögel schreien.

**XVI.**

Die Nacht war eingebrochen, und er saß in seiner Stube, als sich lärmende Stimmen in der Halle erhoben. Jemand verlangte den Deemster zu sehen. Es war Nancy Zoe. Sie kam eben von Sulby zurück. Casar war etwas zugestoßen, und niemand vermochte, ihn im Saune zu halten.

„Gehen Euer Gnaden doch zu ihm“, rief sie ihm schon von der Thüre aus zu. „Sie allein haben noch Macht über ihn; wir wissen gar nicht, was plötzlich in den Mann gefahren ist. Er hat sich ein Widderhorn verschafft, auf dem er wie toll bläst und um das Haus herum geht; dabei ruft er den Herrn an, es niederzuwerfen, weil er es für die Mauern Jerichos hält.“

Philipp schickte nach einem Wagen und fuhr unverzüglich nach Sulby. Das Gewitter war inzwischen stärker geworden. Laute Donnerschläge hallten von den Bergen wider. Zukende Blitze leckten an den Baumstämmen herab und liefen wie Schlangen die Keste entlang. Als sie an der Kirche von Lezayre vorüber kamen, bog sich der Kutscher vom Bock herab und sagte: „Da drüben muß ein Unglück geschehen sein. Sehen Sie nur, Herr!“

Eine helle Glut schlug in der Richtung, nach der sie führen, zum dunklen Himmel auf. An der Biegung des Weges beim „Kampfhahn“ rannte jemand an ihnen vorbei.

„Was giebt's dort?“ fragte der Kutscher.

Und eine Stimme aus der Dunkelheit antwortete: „In die „Mants-Jee“ hat der Blitz eingeschlagen, und Casar ist verrückt geworden.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

**Eine Wanderung durchs Spalter Hopfen-Revier.**

**II.**

Hopfenkultur, Pflüde und „Saumarkt“.

Die Hopfenpflanze stammt ursprünglich aus dem Orient und kam wahrscheinlich erst zur Zeit der Völkerverwanderung nach Europa. Deutschland und Oestreich waren die ersten Länder, wo man den Wert des Hopfens als Zusatz zum Bier erkannte, während in England die gedachte Verwendung noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts nicht bloß als Verfälschung angesehen, sondern sogar unter Heinrich VIII. mit schweren Strafen geahndet wurde. Was aber dem Bier erst Würze und Geschmack giebt, ist eben das in der Praxis Lupulin (von *Humulus lupulus*, der lateinischen Benennung der Pflanze hergeleitet) genannte Hopfenmehl, das aus der weiblichen Blüthenboden des kultivierten Hopfens gewonnen wird. Hierin ist, als für den Bierbrauer wichtig, ein flüchtiges narkotisches Öl, das Hopfenöl enthalten, sowie ein bitterer Extraktivstoff, ein bitteres Harz und Gerbstoff, die alle mit auf den Geschmack

und die Haltbarkeit des Bieres wirken. Demgemäß muß auf die Aufbewahrung und namentlich das Trocknen des eingesammelten Hopfens die größte Sorgfalt verwendet werden, daß er nicht an Lupulin und somit Aroma und Wirksamkeit verliert. Man trocknet die Dolben heute allgemein auf Darren mit künstlicher Ventilation. Hiermit ist in der Regel auch das Schwefeln verbunden, um den Hopfen für längere Zeit zu konservieren.

Die Fortpflanzung des Hopfens geschieht nur durch Wurzeltriebe (Stedlinge, Fehser) welche in etwa 1,6 Meter entfernten Reihen zu je drei in tiefe Löcher gelegt und mit Erde bedeckt werden. Haben die Fehser Ranken getrieben, so giebt man ihnen kurze Pfähle, einjährigen Pflanzen 6—7 Meter lange ungehäkelte Fichtenstangen, oder statt dieser, wie ich z. B. im Niederbayerischen bei Wölkach, Langquaid und andren Orten gesehen habe, besondere Drahtanlagen. Die Stöcke werden jährlich im März aufgedeckt, alle Fehser bis auf drei oder vier abgeknitten, gereinigt, gedüngt und wieder bedeckt. Dann folgt das Stangensetzen und etwa 14 Tage später das erste Bekaden und das Aufbinden der Ranken. Im Juli findet das zweite Bekaden statt. Inzwischen erfordert der Hopfen während seiner Vegetation fortgesetzt aufmerksamster Untersuchung, da er in dieser Periode zahlreichen Krankheiten, wie Honig- und Mehltau, Schimmel, Krebs, Wurzelfäulnis in nassen Jahren, Brand und Fuchs unterliegt und außerdem besonders von Engerlingen, Ranken des Hopfenspinners, Erbsflöhe und Hopfenblattläusen heimgesucht wird.

Zwischen Begrünen, Emporranken, Reifen liegt eine verhältnismäßig kurze Zeitspanne; denn der Hopfen ist ja eine tropische Wucherpflanze, deren rapides Wachstum beinahe einer mit dem Auge wahrnehmbaren Fortbewegung gleichkommt. Ueber Nacht zu sagen hat sich das Naturbild des ganzen Spalter Landes gewandelt. Nun heben sich die zahlreichen Thalmulden mit saftigen Weizenplanen, durch welche die fränkische Rezat, unten am Städtchen vorbei, fast geräuschlos ihre klaren Wasser schlängelt, merklich ab vom hohen Hopfengetänge an den windgeschützten Abhängen der Hügel „Garten“ an „Garten“! Man wandert fortwährend, stundenweit durch frischgrünes Rankengebüsch, aus welchem die gegen Ende August bis in die ersten Septembertage hinein zur Reife kommenden graugoldgelben Fruchtolden hervorragen. Eine feuchtwarme Luft liegt darüber, ein würziges Aroma strömt dem Wanderer fast atmenschwer entgegen, eine gewisse tropische Schönheit ist der Landschaft eigen. Man merkt nun erst recht, wie naturnotwendig sich selbst der Stillcharakter der Bauernhäuser mit ihren spitzen, hohen, von fensterartigen oder schmalen Langfenstern durchbrochenen Dächern der Hopfenkultur angepaßt, wie bestimmend diese auf alles eingewirkt hat. Die Zeit der Hopfenreise ruft aber noch ein neues Moment hervor: das Moment der Lebendigkeit. Reichlich hundert und mehr Jahre zurück, wo noch jeder Bauer seinen kleinen Hopfengarten als Nebenerwerbquelle selbst besorgte — und es war keine Veränderung zu vermissen, das Leben der Bewohner ging seine monotone Bahn wie immer. Mit der Ausbreitung der Hopfenanlagen jedoch und seitdem man beinahe jede andre landwirtschaftliche Bearbeitung des Bodens ansah, und diese ausschließlich der Hopfenkultur überlieferte, hat sich auch jene Wandlung vollzogen, die wir heute zur Reisezeit des Gewächses alljährlich vor Augen haben. Mehr und mehr war nun der Bauer auf Heranziehung von fremden Arbeitskräften angewiesen, die für ihn die Ernte der Frucht verrichten.

Schon zuvor im Augustmonat begegnet man den fremden Leuten, die vereinzelt oder auch zu mehreren dem Spalter Lande zuwandern. Dieser Zug wird stärker, je näher die Tage der Ernte herankommen. Nach und nach schwillt der Strom der Menschen bis auf 1500, ja bis auf 2000 an. Das ist das Heer der Hopfenpflücker, das sich aus armen erblinden Landleuten und Handwerksgehilfen zusammensetzt, die in ihrem gelehrten Beruf augenblicklich keine Arbeit gefunden haben und nun jede Gelegenheit wahrnehmen, zeitweilig etwas Bar zu verdienen, um nicht betteln oder hungern zu müssen und möglicherweise noch einen Reisefennig zu erwerben, um dann mit neuen Lebenshoffnungen weiterzuwandern. Aber es sind auch so manche „catimärische Existenz“ darunter anzutreffen, welche, sei es durch eigene Schuld oder durch die zwingende Ungunst der sozialen Verhältnisse, aus der Bahn tüchtigen Könnens und angespannter stabiler Tätigkeit hinausgeworfen worden sind und dahin nicht mehr zurückkehren können oder nicht wollen. Alljährlich pflegt es zu geschehen, daß Kinder, Männer, Frauen von ihren Angehörigen, Vormündern, Pflegern beim Bürgermeister in den flehendsten Briefen, wie ich mich habe überzeugen können, gerufen werden. Schiffsrückige aus allen Ständen und Berufen finden sich da beim Hopfenblättern zusammen, manch einer, dem das traurige Lied dieses Elends nicht an der Wiege gesungen wurde, oder den seine ungewöhnliche Existenz und Bildung in einer andren als kapitalistischen Zeit an einen würdigen Platz gestellt haben würde. Hier sind sie alle gleich, denn die Not kennt nur eine Sprache und verschwimmt die Unglücklichen mit einander. Als Brüder und Schwestern „von Habenicht“ betten sie sich hier, obwohl unter schirmenden Menschendächern, auf Lagern von Stroh und verrichten am Tage die gleiche Arbeit.

Da erschallt dann, während die einen das Geranke abschneiden, dasselbe mitsamt den Stangen herausheben und niederlegen und während die andern die reifen Fruchtolden pflücken, Scherzgeplauder, Lachen und Gesang von früh bis spät. In allen „Gärten“ draußen, in allen Bauernhöfen, auf Tennen und Flurböden herrscht Leben und Bewegung. Mancher hat wohl schon von der dem Pflückerdolk gemein-

lin bekannnten Sille des „Höpfer“ Höfens gehört. Der Fruchtzapfen des weiblichen Hopfens, die berühmte Hopfenbolde oder Trolle, ist hier und da mit grünen Laubblättern durchwachsen: — eine Anamorphose, die überall den Namen „Höpfer“ oder auch „Hopferkönig“ führt. Hat nun einer das übrigens seltenste Glück, einen „Höpfer“ zu entdecken, so wartet seiner auch noch eine besondere Ehre. Man umkränzt ihn mit Hopfenlaub und ernennet ihn zum „König“. Er aber schenkt die gesundene Dohle seiner Herzliebsten oder sonst einer Pflückerin, die nun ihrerseits als Gegenleistung einen Krug zu bieten und zu gewähren hat. Bis in die neunziger Jahre hinein besaß jene Spalter „König“ würde ein Wlfiger und zwar ein heruntergekommener Baron v. Crailsheim, naher Verwandter des bayerischen Premierministers, der regelmäßig im letzten Strömer-Aufzuge zur Pflücke einzutreffen pflegte, bis er, wer weiß es? — vielleicht übers Meer verschickt wurde oder auch total verhoffen ist.

Ein andrer nicht minder poetischer Brauch knüpft sich an den Erntebeschluß. Ist nämlich der letzte Wagen beladen, so wird auf ihn eine volle, mit Wändern verzierte Hopfenstange errichtet. Derjenige aber, der sie hält, kostümiert sich gewöhnlich als — Weib, wirft auf den Kopf einen Hopfenkranz und umgürtet die Leuden mit grünem Geranke. Was Platz findet, nimmt Sitz auf dem Wagen; alles andre Volk, klein und groß, läuft, ebenfalls mit Hopfenranken geschmückt, nebensher, und nur zieht das Gefährt unter Harmonikklängen und Singen und Jauchzen dem Schöße zu. Dort wird dem Bauer nebst der Bäuerin das letzte und vollste Bündel knieend mit folgendem Spruch überreicht: „Hier überbring' ich Ihnen den schönsten und letzten Strauß und wünsche Ihnen viel Glück zum Verkauf.“ Was nun folgt, ist ein mit Freizeiten, Trinken und Tanzen verbundener Freudenabend, ähnlich dem Erntefest in niederdeutschen oder bairischen Gegenden.

Ob ein ähnlicher Brauch noch in andren Hopfengegenden Deutschlands oder Oesterreichs gang und gebe ist, möge dahingestellt bleiben. Dem „Saumarlt“ aber hat Spalt sicher ganz allein aufzuweisen.

Au jedem Sonn- und Feiertag, der in die Zeit der Pflücke fällt, sind schon morgens alle nach der Stadt führenden Straßen, Wege und Steige mit „Zupianern“ und „Zupianerinnen“ belebt, die festlich gepußt oder, wenn sie nichts andres haben, in der Werktags-„Kluft“ aus „Portugal“, wie sie das ganze Land jenseits der Rezatbrücke nennen, nach „Spanien“ (Spall) hineinwandern. Dieser Gang verfolgt zunächst praktische Zwecke: man hat dies oder jenes für des Leibes Notdurft anzuschaffen. Deshalb haben einheimische Klein- und Viktualienhändler an vielen Plätzen der Hauptstraße ihre Warenstände aufgeschlagen, wo nun jeder billig kaufen kam, was er an Lebensmitteln und allerlei Gebrauchsgegenständen notwendig hat. Noch geht alles ruhig her. Das Straßenbild unterscheidet sich wenig von einem gewöhnlichen Sonntage, wo die in die Stadt gekommenen Landleute ihren Kirchengang zu halten pflegen. Gegen Mittag zu wird's aber lebendiger:

„Die Glod“, die hat kaum zwölf geschlagen,  
Da kommen's auch schon angefahren:  
Sachsen, Schweizer und Berliner,  
Hessen, Bayern, Schwarzwaldner,  
Russen, Türken und Kroaten,  
Und alle, die da Hopfen „blatten“,  
Am „Saumarlt“, am „Saumarlt“,  
Am „Saumarlt“ kommen's z'jamm'.

Und nun im raschen Lauf der Nachmittagsstunden rollt sich ein Bild voller grotesker Gegensätze auf, das Psychologen, Malern und Sociologen menschlichen Beobachtungsstoff bietet und dessen disharmonische Farben und Klänge im Gedächtnis haften bleiben. Man sehe da und höre einmal dieses zusammengekauerte Volkchen in den Gärten und Lokalen der Gasthäuser, wenn es Krug um Krug des „stärkigen“ Spalter Bieres jauchzend, johlend, spektakulierend herunterstürzt! Hier eine Vorstellung: „Prinz von Arkadien“ — „Oberstaatsanwalt Grippsgrapp“ — „Landgerichtsrat Hastemich“ — „Baron von Habenicht“ u. c., dem man liebt es, sich gegenseitig unter fingierten, aber nie unter Familiennamen bekannt zu machen; dort reißt ein alter Pennbruder eine Note oder erzählt einigen Tischgenossen Schurken und Streiche aus seinem Leben auf der Walze, in Herbergen und hinter „sawedischen Gardinen“. Was hier zusammensteht: Zupfer und Zupferinnen, läßt seinen sonst von der Glendmähre des Daseins niedergedrückten Gemütsstimmungen freien Lauf, poltert, wipelt, laffert, singt, schreit durcheinander, daß man taub wird. Während dieser allgemeinen Wirtshausgaudi ist das Leben in den Straßen und Gassen keineswegs still geblieben. Nicht immer geht's ohne irgend einen „Kraß“ ab, der jedoch rasch beigelegt zu sein pflegt. Denn demonstrante Aufzüge, oder Massenkravalle, wie solche früher zweilen vorkamen, sind heute fremd, weil auch die politischen Sicherheitsorgane einer humaneren Auffassung Sitz und Stimme gewahren. Gleichwohl tritt die Gendarmerie während der ganzen Hopfenpflücke in angemessener Verstärkung überall auf, wie dem auch besondere polizeiliche Bestimmungen des Bezirksamts Schwabach über die Dauer der Arbeitszeit, den Aufenthalt der Pflücker im Spalter Revier und in den Gast- und Bauernhäusern überall öffentlich aushängen und strikte Geltung haben. Nach demselben darf niemand während der Arbeit den Platz verlassen oder ein Wirtshaus besuchen, keiner, der ohne Beschäftigung ist, länger als sechs Stunden nach geschlossener Abmeldung und Empfang der Papiere am Orte verweilen; und endlich ist an allen in die Pflücke hineinfallenden Sonn- oder Feiertage für die Wirt-

lokale Punkt neun Uhr abends Schluß geboten. Dann muß jeder, ob Stadtbürger oder Fremder nach Hause gehen, und niemand darf mehr die Wohnung verlassen. Auch die einzigen Glücksaugenblicke, die der „Saumarkt“ bringt, nehmen rasch ein Ende, wie die Pflichten selber. Strickböden gleich verschwindet das Papierwöllchen nach allen Richtungen der Windrose, und nun setzt wieder das beschauliche stille Leben ein, welches vom Schimmer des zu erhoffenden Gewinns vergoldet wird. —

Ernst Kreowski.

## Kleines Feuilleton.

ce. **Wie Verlioz die Kritik narcte.** Es ist bekannt, daß Verlioz zu schlaun Mittelchen seine Zustucht nehmen mußte, um die Aufführung seines Oratoriums „Die Kindheit Christi“ durchzusetzen. Da er fortwährend von der Kritik angegriffen wurde, die in ihrer Voreingenommenheit gegen ihn erklärte, daß er in seinen neuen Werken von Tag zu Tag revolutionärer werde, trat er plötzlich mit der Behauptung hervor, daß er ein ungedrucktes Oratorium eines gewissen Pierre Ducré entdeckt habe, der unter Ludwig XIV. Kapellmeister gewesen sei. Die „Kindheit Christi“ erzielte infolge dieser List einen gewaltigen Erfolg, und die Kritik forderte Verlioz auf, sich an Pierre Ducré ein Beispiel zu nehmen. Verlioz hatte aber in diesem Falle seine Reider und Kritiker nicht zum erstenmal gesoppt. Ein Beweis dafür ist ein ungedruckter Brief des Komponisten, den der „Ménestrel“ veröffentlicht. In diesem Briefe, den Verlioz am 18. Dezember 1854 an die Fürstin Sagn-Wittgenstein, die Freundin Liszts, richtete, heißt es: „Man bereitet meinem Oratorium einen Erfolg, der meine früheren Werke geradezu empören muß. Er wird aufgenommen wie der Meffias, und die Magier hätten ihm beinahe Weihrauch und Myrrhe dargebracht. So ist aber das Publikum in Frankreich! Man sagt, daß ich bedeutende Fortschritte gemacht, meine Manier geändert habe und andre Dummheiten mehr. Das erinnert mich an folgende Anekdote. Im Jahre 1830 wurde ich als Pensionär der Akademie der schönen Künste nach Rom geschickt. Das Reglement verpflichtete mich, in Rom eine religiöse Komposition zu machen, die am Schlusse des ersten Jahres meines Exils in einer öffentlichen Sitzung des Instituts in Paris geprüft werden sollte. Da ich in Italien nichts komponieren konnte (ich weiß nicht mehr, warum), ließ ich ganz einfach das „Credo“ einer Messe von mir abschreiben, die vor meiner Abreise nach Rom bereits zweimal in Paris aufgeführt worden war, und schickte die „neue“ Komposition an meine Richter. Sie erklärten, daß das Stück schon deutlich den glücklichen Einfluß meines Aufenthaltes in Italien erkennen lasse; man könne nicht verstehen, daß ich auf dem besten Wege sei, meine ärgerlichen musikalischen Tendenzen vollständig aufzugeben. Wie viel Akademiker giebt es doch auf der Welt! Als der Brief abgegangen war, merkte Verlioz, daß er vielleicht doch zu viel aus der Schule geplaudert habe. Er schrieb deshalb schon am nächsten Tage an Liszt: „In dem Briefe, den ich gestern an die Fürstin Wittgenstein gerichtet, ließ ich mich hinreichen, über meine Pariser Eindrücke einige Wahrheiten zu sagen. Ich schreibe Dir nun, um Dich zu bitten, daß Du die Fürstin veranlaßst, meine Gesandnisse streng geheim zu halten. Man darf doch nicht jede Wahrheit öffentlich sagen; diese besonders würde mir große Unannehmlichkeiten bereiten, wenn man wüßte, daß ich sie ausgeplaudert habe. . .“ Verlioz kandidierte damals nämlich für das Institut! —

ie. **Der älteste bekannte Arzt,** von dem man durch eine in Aegypten geschehene Ausgrabung weiß, wurde den Fachgenossen der Gegenwart gelegentlich der diesjährigen Sitzung der Britischen Medizinischen Vereinigung im Porträt vorgestellt. Man hat aus der seinem Grab beigefügten Inschrift erfahren, daß er den Namen Solhitionth führte und vor etwa 5½ Jahrtausenden lebte. Die Auffindung des Grabes geschah im Jahre 1894, jedoch hat jetzt ein hervorragender Sachverständiger, Dr. Sandwith in Kairo, die Stätte noch einmal genau untersucht und namentlich ihre Inschriften durchforscht, weil er gefunden hatte, daß die Hieroglyphen von verschiedenen Aegyptologen nicht in gleichem Sinne interpretiert worden waren. Der von Dr. Sandwith über seine Studien jetzt gehaltene Vortrag eröffnet ein höchst merkwürdiges Kapitel der allerältesten Geschichte der Medizin. Das Grab selbst, dessen Ruine noch heute steht, war gelegen in Sakkarah, dem großen gegenwärtig ganz in Trümmer liegenden Gräberfeld der mächtigen Stadt Memphis, die etwa 4000 Jahre vor unserer Zeitrechnung in Blüte stand und einige Meilen südlich von dem heutigen Kairo lag. Noch jetzt ist der Name Solhitionth lesbar als Bezeichnung des Namens, von dem das Leben Besitz hatte, wie der altägyptische Ausdruck lautet. Die alten Aegyptier dachten sich nämlich Leben und Tod als eigentliche Wesen, die sogar nötigenfalls gegessen und verschluckt werden könnten. Sie glaubten auch, daß jeder Kranke von dem Geiste eines Verstorbenen befallen wäre. Daher sahien auch der Priester ohne weiteres zur Ausübung des ärztlichen Berufs bestimmt, denn wer hätte besser als er dazu geeignet sein sollen, einen solchen Geist auszutreiben und damit die Krankheit zu heben. Es gab damals keinen Arzt außerhalb des Priesterstandes, obgleich wahrscheinlich eine Art von Heil-

gehilfen seit den ältesten Zeiten daneben praktizierte. Solhitionth war aber sicherlich ein eigentlicher Arzt, also zugleich Priester, während alle übrigen Titel, die hinter seinem Namen aufgeführt werden, nur die Ehrentitel eines Hofmannes von hohem Rang bezeichnen. Als Arzt führt er den Titel Semu, der Weisheit oder Erfahrung bedeutet. Merkwürdig sind die Sätze, mit denen die Pfosten der Grabkammer beschrieben sind. Auf dem einen ist zu lesen: „Seine Majestät (der Pharao Sahura von der fünften Dynastie) sagt zu seinem Leibarzt Solhitionth: Stärke Deiner Nase, Dir, dessen Schritte gegen Westen den Göttern angenehm sind, und ein ehrenvolles hohes Alter Dir als einem zuverlässigen und wohlbeliebten Diener!“ Die einleitenden Worte dieses eigenartigen Wunsches sind eine gewöhnliche Begrüßungsformel jener uralten Zeit und etwa gleichbedeutend mit dem Wunsche eines läßlichen Nordwindes oder einer guten Atemluft für den Bewohner der südlichen Mittelmeergeüste. Dann wird auf einer weiteren Inschrift der Arzt selbst redend eingeführt: „Ich verehere den großen König und bete zu allen Göttern für Sahura, dem er erkennt mich und das Meine. Jeder Wunsch vom Munde seiner Majestät ist für mich zur Wirklichkeit geworden, denn der Gott (Anubis) hat ihm gewährt in ärztlichen Dingen Hervorragendes zu leisten, wegen der großen Verehrung, die er ihm vor jedem andren Gott dargebracht hat. O Ihr, die ihr Na liebt, betet zu allen Göttern für Sahura, der diese Wohlthaten über mich gehäuft hat, denn ich bin sein wahrhafter Diener. Ich thue niemals einem Menschen Schaden.“ In diesen Zeilen wendet sich der verstorbene Arzt an alle, die in Zukunft die Inschrift auf seinem Grabstein lesen werden, in seine Gebete einzustimmen. Auf einem weiteren Pfosten berichtet der Arzt, was der König für ihn gethan habe (in Wahrheit wird es wohl umgekehrt gewesen sein); wir erfahren daraus, wie der König die Errichtung der Grabkammer angeordnet und mit eigenen Augen überwacht habe, im besonderen, daß er befohl, blaue, aus Lapis lazuli geschnittene Hieroglyphen dafür anzuführen. Beachtenswert ist der Umstand, daß der damalige Pharao, wie aus der Inschrift hervorgeht, immer einen eignen Knecht damit verband, wenn er eine Expedition nach den Edelsteinminen jenseits des Nil entsandte, um zu Ehren eines hohen Dieners einen kostbaren Schmuck zu beschaffen. Der älteste ägyptische Arzt wird stehend abgebildet mit einem Scepter in einer Hand und einem Zauberstab in der andren, neben ihm sein Weib. Während aber sein Name noch vollständig zu seinen Häupten zu lesen ist, ist der Name der Frau sorgfältig ausgelöscht, was vielleicht darauf schließen läßt, daß der Urvater des Arztstandes bei Hofe glücklicher war als in seinem eignen Hause. —

## Humoristisches.

— Unüberlegt. Landwirtschafts-Lehrling (in die Verwalterstube kommend): „Herr Inspektor, der Schlächtermeister aus der Stadt ist da, er möchte den Ochsen sehen!“  
Verwalter: „Ich komme gleich!“

— Das Einzige — sein Eigentum. Bäckerreise-reisender: „Vielleicht können mir gnädige Frau ein Muster von den Hemden des Herrn Gemahl zeigen?“  
Frau: „Vedaure, mein Mann ist nicht zu Hause!“

— Schredliches Gesicht. Meisterin: „Herrjotte, die Milch is schonst wieder sauer!“  
Lehrbub (aus sicherer Entfernung): „Warum tielen Se ooch immer rin?“

(„Lustige Blätter“.)

## Notizen.

— Präsident Krügers Memoiren sollen im Herbst in einem Münchener Verlag herauskommen. —

— Keine „Meinung“. Gorkis „Kleinbürger“ werden im Lessing-Theater vorerst nicht abends in Scene gehen, sondern am 7. September einem „literarischen“ Publikum als *Matinée* serviert werden. —

— Wildenbruchs neues Drama „König Laurin“ wird eine der ersten Novitäten des Schauspielhauses sein. —

— Der aus Salpetersäure hergestellte Sprengstoff *Lyddit*, der in England zur Füllung von Granaten diente, soll nach einem Beschluß der englischen Admiralität in der Marine endgültig aufgegeben werden. Es soll sich bei neuerlichen Versuchen herausgestellt haben, daß Sprengstücke von *Lydditgranaten* von einem 300 Meter entfernten Sprengpunkt auf das feuernde Schiff zurückflogen. Selbst auf 1500 Meter soll ein Kanonenboot von solchen Sprengstücken getroffen und sogar leicht beschädigt worden sein. Man schließt daraus, daß man beim Kampf auf geringe Entfernungen in einem Seegefecht zu befürchten habe, vom eignen Geschützfeuer ebenso beschädigt zu werden, wie die feindlichen Schiffe. — („Prometheus“.)

— Der Sohn des Vorigen. Der Schüler eines französischen Lycéens, so erzählt der „Figaro“, bekommt als Thema des Ferienaufsatzes das Leben Victor Hugos. Natürlich greift er zum Konversationslexikon und findet unter allen Hugos auch glücklich den Dichter Victor heraus. Im Anschluß an diese gute Quelle beginnt er seinen Aufsatz wie folgt: „Hugo (Victor), Sohn des Vorigen.“ —